

Die Autorinnen stellen überzeugend dar, wie die Kunstgeschichte (zur Archäologie kann ich nichts sagen) ihr methodisches Instrumentarium durch digitale Herangehensweisen bereichern kann. Werden diese neuen Möglichkeiten wahrgenommen, ist das Fach tatsächlich in einem epochalen Wandel begriffen. Ich möchte nun auf einen Aspekt des Artikels eingehen, der zwar in diesem durchaus reflektiert wird, aber der mir so wichtig erscheint, dass ich ihn hiermit nochmals hervorheben möchte, zumal man im gesamten Diskurs um das Thema „Digitale Kunstgeschichte“ immer wieder auf ihn stößt.

Gemeint ist die Frage der Disziplinarität: Inwiefern geht es im vorliegenden Text überhaupt um das Fach Kunstgeschichte? Konkret benannt wird der Geltungsbereich des Artikels als „die mit Bildern arbeitenden Wissenschaften“ (<2>), aber auch als „bild- und objektorientierte Wissenschaften“ (<2>) oder verkürzt als „Bild- und Objektwissenschaften“ (im Titel und passim). Mit diesen Formulierungen ist jedoch anscheinend nicht etwa gemeint, dass die Kunstgeschichte sowohl eine Bildwissenschaft als auch eine Objektwissenschaft wäre, wie in Abschnitt <54> deutlich wird:

„Im Zuge unserer Ausführungen haben wir uns auf die Gemeinsamkeiten der Fächer *Kunstgeschichte* (stellvertretend für die Bildwissenschaften) und *Klassische Archäologie* (stellvertretend für die Objektwissenschaften) fokussiert, indem wir beide Disziplinen als mit Bildern bzw. mit Bildern von Objekten arbeitende Wissenschaften stilisiert haben. Gerade zwischen Bildern und Objekten gibt es jedoch einen großen Unterschied, der keinesfalls negiert werden sollte: Bilder sind zweidimensional, Objekte dreidimensional.“

Demnach wird die Kunstgeschichte hier also nicht als Objektwissenschaft angesehen, sondern nur als eine Bildwissenschaft. Dieser Begriff wird allerdings noch präzisiert:

„Allgemein gilt für jede Wissenschaft, die mit Bildern arbeitet, dass nicht das Bild des Objektes, sondern das Objekt selbst Gegenstand der Forschung ist“ (<6>).

Die Autorinnen unterscheiden folglich zwischen „mit etwas arbeiten“ und „Gegenstand sein“. Dies ist zweifelsohne eine wichtige Unterscheidung. Arbeitet die Kunstgeschichte mit Bildern? Ja, auch - aber eben nicht nur, und vielleicht noch nicht einmal vorrangig. Objektmetadaten in Textform (z.B. Datierungen, Zuschreibungen, Abmessungen) sind mindestens genauso bedeutend. Im Artikel werden auch einige Beispiele genannt, in denen es primär um digitale textuelle Objektmetadaten geht: Iconclass (<38>), Emblematica Online (<39>) und ARTigo (<40>).

Wenn es dagegen um digitale Bilddaten geht, droht die Trennschärfe zwischen Bild und Objekt zu verschwimmen. Beispielsweise werden anhand einer Bilddatenanalyse Rückschlüsse auf die Malstile Piet Mondrians und Mark Rothkos gezogen (<30>). Dabei wurden natürlich nicht die Gemälde Mondrians und Rothkos im Hinblick auf ihre Farbhelligkeit und -sättigung untersucht, sondern lediglich digitale fotografische Reproduktionen derselben. Der Vorgang des Fotografierens (sowie gegebenenfalls der Digitalisierung) kann erheblichen Einfluss auf die Farbeigenschaften des resultierenden Bildes haben, nicht nur durch technische Faktoren, sondern auch durch die lokalen Lichtverhältnisse. Es stellt sich also die Frage, inwieweit die vielen analysierten digitalen Bilder überhaupt vergleichbar sind. Daher wäre es wichtig, diese Problematik in der Argumentation transparent zu machen: Die Daten im Plot und die daraus abgeleiteten Schlüsse können sich unmittelbar nur auf die digitalen Abbilder beziehen, nicht direkt auf die Gemälde. Es ist nicht falsch, aus einer solchen Analyse Rückschlüsse auf die originalen Objekte zu ziehen, jedoch nur im explizit bekundeten Bewusstsein, dass dadurch eine zusätzliche Abstraktionsebene in die Argumentationskette eingezogen wird.

Es erscheint daher folgerichtig, dass die Autorinnen stellenweise Abstand nehmen von einer allzu rigiden Bindung an die Kunstgeschichte als Disziplin, etwa hier:

<55>

„Mit unserer Unterscheidung möchten wir vielmehr implizieren, dass generell weniger von der Disziplin als vom Gegenstand bzw. Datentyp aus gedacht werden sollte, wenn es um die Anwendung digitaler Verfahren geht.“

Andererseits finden wir auch den ausdrücklich formulierten Blick auf das Fach:

<48>

„Dieser Aspekt führt nun zu der Beobachtung, dass die Anwendung digitaler Methoden in den Bild- und Objektwissenschaften, wenn überhaupt, dann überwiegend ergänzend stattfindet, also noch keine Transformation des Fachs Kunstgeschichte bzw. Klassische Archäologie hin zu einer *Digitalen Kunstgeschichte* bzw. *Digitalen Archäologie* stattgefunden hat.“

<49>

„In der Kunstgeschichte scheint eine solche Transformation nur noch eine Frage der Zeit zu sein, insofern diese ihren klassischen Themenkanon erweitert und die Anwendung digitaler Methoden und Verfahren evoziert.“

Möglicherweise liegt das Problem, das ich hierbei sehe, gar nicht in der postulierten Wandlung der Kunstgeschichte zu einer Digitalen Kunstgeschichte, sondern darin, dass statt einer Digitalen Kunstgeschichte vielmehr eine Digitale Bildwissenschaft gemeint sein könnte. Dadurch würde sich die hier zu stellende Disziplinfrage als eine ältere herausstellen, nämlich als die Frage nach dem Verhältnis zwischen Kunstgeschichte und Bildwissenschaft. Die im vorliegenden Artikel formulierte Vision einer Digitalen Kunstgeschichte trifft nur dann in vollem Umfang zu, wenn der „*iconic turn*“ (<16>) als ein bereits erfolgreich abgeschlossener Paradigmenwechsel angesehen wird, durch den sich Kunstgeschichte vollständig in Bildwissenschaft verwandelt hat.

Durch diesen Kommentar soll wohlgermerkt nicht etwa den Grundaussagen dieses Artikels widersprochen werden. Vielmehr möchte ich die darin mitverhandelte Disziplinproblematik deutlicher herausstellen. Es wäre zu wünschen, dass dieser Artikel als Stimme im aktuellen Diskurs um die Zukunft des Fachs Kunstgeschichte wahrgenommen wird.